

# Die neue Lust am Verbot

Freiwilligkeit und bloße moralische Appelle für Verhaltensänderungen führen zu Unzufriedenheit und Ungerechtigkeiten

*Herr Grünewald, die großen Ferien sind vorbei. Hat sich über den Sommer etwas verändert im Land?*

Wir beobachten in unserer Forschung eine neue Lust am Verbot. Das ist jetzt keine Entwicklung von Wochen, aber gerade an den Sommer-Debatten über das Fliegen und den Klimaschutz ist das sehr deutlich geworden.

*Inwiefern?*

Überall, wo die Gesellschaft für Verhaltensänderungen auf Freiwilligkeit und Gebote mit bloßem Empfehlungscharakter setzt, führt das dazu, dass sich die Menschen dauernd selber in den Hintern treten müssen. Wenn sie aber gleichzeitig erleben, dass sich ihre Nachbarn, Freunde, Kollegen ganz anders verhalten, als die Gebote es vorsehen, dann erzeugt das Unmut und Verdruss. Dann doch lieber eine klare Ansage, an die sich alle halten müssen. Psychologisch tragen Verbote somit dem Wunsch nach Entlastung Rechnung: Wir müssen nicht alles mit uns selber ausmachen. In Studien mit Rauchern zum Beispiel haben wir festgestellt, wie erleichtert sie über Verbotszonen sind. Das entlastet sie vom ständigen Steuerungskampf. Auch Kinder und Jugendliche sind insgeheim oft froh, wenn ihre Eltern strikte Handy- oder Computerverbote verhängen. Dann müssen sie sich nicht selber Beschränkungen auferlegen und mit der eigenen Versuchbarkeit kämpfen.

*Alle Autoritären dieser Welt hören das gern!*

Ich höre da so einen 68er-Abwehrreflex gegen autoritäre Strukturen heraus. Die sind aber gar nicht unser Problem. Verbote sind zunächst einmal überlebenswichtig, weil sie unserem Verhalten einen Rahmen setzen. Sigmund Freud hat das anhand der „Urhorde“ beschrieben: Im unregelmäßigen Kampf aller gegen alle setzt sich am Ende immer der mit der größten Keule durch. Wenn es aber allgemeine Gesetze jenseits des „Rechts des Stärkeren“ gibt, muss sich auch der Starke daran halten. Das heißt: Die Idee des Verbots ist von jeher verbunden mit dem Prinzip der Gerechtigkeit. Bei uns aber hat sich unterdessen das Unbehagen über eine zunehmende Schiefelage in der Gesellschaft breitgemacht: Der Bürger soll sein Verhalten ändern und weniger Fleisch essen oder keinen Diesel mehr fahren, die Industrie hat scheinbar Narrenfreiheit, produziert mehr Fleisch und Dieselaautos und die Politik schaut tatenlos zu.

*Aber zählt es nicht zu den zentralen Errungenschaften einer liberalen Gesellschaft, dass der Staat seine Bürger nicht dauernd bevormundet und ihnen sagt, wie sie zu leben haben?*

Wichtig ist die Balance. Wenn die Freiheit zur grenzenlosen, entfesselten Beliebigkeit wird, droht erst recht der Umschlag mit dem Ruf nach Autorität und rigider Führung. Wir leben heute doch unbestreitbar in einer Welt der Multi-Optionalität: Was soll ich essen? Welches Auto soll ich kaufen? Was ziehe ich an? Welches TV-Programm soll ich schauen? Völlige Beliebigkeit aber macht am Ende unzufrieden. Was wir der-



**STEPHAN GRÜNEWALD**

ist Geschäftsführer des Kölner „rheingold“-Instituts.

Er spricht aus psychologischer Sicht über gesellschaftlich relevante Themen

zeit als Gegenbewegung erleben, ist eine Inflation selbst auferlegter Gebote mit innerem Zwangscharakter und einer Art Selbstversklavung. Zu mehr Gerechtigkeit, um die es uns im gesellschaftlichen Zusammenleben ja auch geht, trägt das aber nicht bei. Und damit auch nicht zu mehr Zufriedenheit.

*Parteilpolitisch werfen Union und FDP insbesondere den Grünen vor, sie seien eine Verbotsparterie, besserwissend und bevormundend.*

Verbote haben immer eine Tendenz zur Selbsterhöhung aufsei-

ten derer, die sie befolgen. Aber das gilt fast noch mehr für Gebote: Die Tugendwächter, die mit ihren Moralvorschriften alle anderen drangsaliieren, sind eine Plage. Der Vorwurf der Besserwisserei und Bevormundung schwindet übrigens in dem Maße, in dem eine allgemeingültige Vorgabe als sinnvoll und wirksam anerkannt wird. Die Moralkule trifft dann eben nicht mehr nur die, die es nicht rechtzeitig geschafft haben, sich wegzuducken.

*Ist die Sehnsucht nach Verboten, von der Sie sprechen, eigentlich typisch deutsch?*

Es gibt sicherlich eine Sehnsucht hierzulande nach klaren Regeln. Das muss aber nicht Ausdruck eines Untertangeistes sein. Verbote schaffen ja auch so etwas wie eine Kampfzone und Widerstandspotenzial. Das fängt schon ganz früh an. Wenn die Eltern sagen, „turn nicht auf dem Balkon herum!“, spürt das Kind seine Wirksamkeit, seinen Trotz und seine Grenzen. Verbote beschränken nicht nur, sondern verlebendigen. Durch Verbote bekommt das Leben eine eigene Intensität. Dadurch spüren sich die Menschen neu. Eine Welt ohne Verbote wäre wie eine Badewanne mit körperwarmem Wasser. Es gäbe keine Umgebungsreize für die Seele.

*Eine Lust am Verbot also auch im wörtlichen Sinn?*

Ja sicher! Durch Verbote entsteht eine eigene Faszination. Die Cola, die das Kind nicht trinken darf, wird plötzlich zum begehrtesten Getränk überhaupt. Wenn Sie Paaren, die keine Lust mehr aufeinander haben, zwei Monate den Sex verbieten, erwacht auf einmal das Bedürfnis danach.

*Das leuchtet ein – bei Cola und Sex. Aber beim Plastiktütenverbot?*

Da gilt das natürlich nicht. Nicht jedes Verbot schafft Begehrlichkeiten. Bei der Plastiktüte läuft der innere Mechanismus anders: Lange Zeit lagen die Leute beim Einkaufen in einem ständigen Kampf mit ihrem inneren Schweinehund: Nehme ich die Plastiktüte, weil ich keine andere dabei habe oder weil sie halt so bequem ist? Wenn man erst gar nicht vor die Alternative gestellt wird, weil Plastiktüten verboten sind und es demzufolge auch keine mehr zu kaufen gibt, dann hat sich diese Gewissensfrage von selbst erledigt.